

Hinnerk Bruhns

Max Weber
und der
Erste Weltkrieg



Mohr Siebeck

Hinnerk Bruhns

Max Weber und der Erste Weltkrieg



Hinnerk Bruhns

Max Weber und der Erste Weltkrieg

Mohr Siebeck

Hinnerk Bruhns, geboren 1943 in Bielefeld; Studium der Geschichte und Romanistik in Freiburg i.Br., Aix-en-Provence, Münster und Köln; Promotion 1973 an der Universität zu Köln; Lehre an den Universitäten Aix-en-Provence (1971–1975), Bochum (1976–1979) und seit 1982 im Centre de recherches historiques der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales; 1985 Ernennung zum Directeur de recherche im CNRS; von 1979 bis 2010 Tätigkeit in der Wissenschaftsverwaltung in Paris (DAAD, CNRS, Fondation Maison des Sciences de l'Homme).

ISBN 978-3-16-152542-1 eISBN 978-3-16-155061-4

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2017 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohr.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Martin Fischer in Tübingen gesetzt, von Gulde Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Buchbinderei Nädele in Nehren gebunden.

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungen	VII
Zur Zitierweise	VIII

I. Von der Schwelle des dritten Kriegsjahres

zum Versailler Vertrag	1
------------------------------	---

1. Max Webers Friede	1
2. Eine Horde von Irrsinnigen	20
3. Max Webers Krieg. Rückblick auf 1914	28
4. Wider die „Ideen von 1914“	35
5. Kriegsgewinner, Kriegsverlierer: die Ideen von 1918 und die Zukunft der Nation	51
6. 1918/1919: Der verlorene Frieden	68

II. Krieg und Wissenschaft

1. Wissenschaft im Krieg	90
2. Wissenschaft für den Krieg	98
3. Sozialwissenschaftliche ‚Kriegsproduktion‘	105
4. Eine Soziologie des Krieges?	122
5. Wissenschaft ohne Grenzen?	134

III. Ehre, Schicksal und Geschichte

1. Das Lazarett als Beruf und Berufung?	145
2. Der Sinn des Todes	155
3. Ehre	162
4. Max Webers Sprache	168

5. Schicksal	176
6. Seit Deutschland Holland verloren hat	181
7. „Macht-Pragma“	188
 Nachwort	 199
 Literaturverzeichnis	 203
Personenregister	217

Abkürzungen

AfSS	Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DGS	Deutsche Gesellschaft für Soziologie
DG 1914	Deutsche Gesellschaft 1914
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FZ	Frankfurter Zeitung
GdS	Grundriss der Sozialökonomik
GfSR	Gesellschaft für Soziale Reform
MdR	Mitglied des Reichstags
MWG	<i>Max Weber Gesamtausgabe</i>
OHL	Oberste Heeresleitung
USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
VfSP	Verein für Socialpolitik
WEWR	Max Weber, <i>Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen</i>
WL	Max Weber, <i>Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre</i>
WuG	Max Weber, <i>Wirtschaft und Gesellschaft</i>

Zur Zitierweise

Briefe Max Webers werden nach der Max Weber Gesamtausgabe (Abteilung II: Briefe) zitiert, jedoch in der Regel nur unter Angabe des Datums und des Briefempfängers; die benutzten Briefbände sind im Literaturverzeichnis aufgeführt. Die in der MWG z. Zt. noch nicht publizierten Briefe aus den Jahren vor 1895 werden zitiert nach: Max Weber, *Jugendbriefe*. Hg. von Marianne Weber, Tübingen 1936.

Schriften und Reden Max Webers werden in den Anmerkungen ohne Nennung des Verfassers mit kursiv gesetztem Titel (ggf. verkürzt) und unter Angabe des entsprechenden Bandes der MWG (oder anderer Ausgaben) zitiert.

Lebensbild = Marianne Weber, *Max Weber. Ein Lebensbild* [1926], München 1989.

Titel von Monographien und Aufsätzen anderer Autoren als Max und Marianne Weber werden in den Fußnoten verkürzt zitiert. Die vollständigen bibliographischen Angaben finden sich im Literaturverzeichnis. Hervorhebungen durch Kursivdruck in Zitaten sind grundsätzlich Hervorhebungen im Original.

I. Von der Schwelle des dritten Kriegsjahres zum Versailler Vertrag

1. Max Webers Friede

1. August 1916: der Krieg, den man sich kurz und glorreich vorgestellt hatte, geht in sein drittes Jahr. Einen Monat zuvor, am 1. Juli, hat die Schlacht an der Somme begonnen; nach wenigen Tagen und zehntausenden von Toten läuft sich die britisch-französische Offensive fest. Etwa gleichzeitig, am 11. Juli, bleibt die letzte deutsche Offensive vor Verdun stecken, nachdem, mehr als fünf Monate zuvor, die – kampflöse – Eroberung des nur mit wenigen Soldaten besetzten Forts Douaumont, von der deutschen Heeresleitung als großer Sieg gefeiert, die Hoffnung auf eine schnelle Entscheidung wieder belebt hatte. Damals hatte Max Weber aus Berlin an seine Frau in Heidelberg geschrieben, gerade jetzt, „wo man sich über Verdun freuen möchte und fast Alles gut steht“, bestehe die Gefahr, dass die Agitation für den unbeschränkten U-Boot-Krieg den Bruch mit Amerika provozieren werde. „Das Ganze ist schauerlich und ein Verbrechen. [...] Es ist als ob wir von Verrückten regiert werden.“¹

Aber auch vor Verdun wird noch monatelang weitergekämpft, bis in den Dezember 1916 hinein und lange darüber hinaus: die letzten von den Deutschen 1916 eingenommenen Stellungen werden erst im August 1917 von den Franzosen zurückerobert. Seit dem Sommer 1916 bewegen sich die Fronten im Westen nicht mehr, der Krieg verwandelt sich endgültig in einen Stellungen- und

¹ Brief an Marianne Weber, 27. Februar 1916.

Abnutzungskrieg. Die Zahl der gefallenen und verletzten Soldaten geht ins Ungeheuerliche. Im Osten dagegen, erinnert sich Marianne Weber später, hat das „zu Ende gehende zweite Kriegsjahr [...] im Spätsommer begeisternde Erfolge gebracht: Sieg auf Sieg gegen die Russen. Sie sind aus Litauen und Kurland, aus Polen, Westgalizien und Ungarn verdrängt. Die Türkei behauptet die Dardanellen gegen den französisch-englischen Ansturm, und das gegen Serbien siegreiche Bulgarien hat sich auf die Seite der Mittelmächte gestellt.“² Rumänien jedoch, so die Befürchtungen, werde auf der Seite der Alliierten in den Krieg eingreifen.

Kann man nun im August 1916 noch auf einen einfachen, klaren Sieg hoffen, so wie Regierung, Heeresführung und Bevölkerung sich das im ersten Kriegsjahr vorgestellt hatten? Die innenpolitische Debatte steht unter dem Druck der alldeutschen Agitation. Für sie ist ein anderer als ein siegreicher Ausgang nicht vorstellbar: Sie zieht die künftigen Grenzen des Deutschen Reiches immer weiter. Die Regierung Bethmann Hollweg sucht seit Monaten nach einem Weg zu Friedenssondierungen, der innenpolitisch verträglich wäre. Am 6. Juli 1916 konstituiert sich unter dem Vorsitz des Fürsten Karl von Wedel, ehemaliger Botschafter in Rom und in Wien, dann, bis 1914, Reichsstatthalter im Reichsland Elsass-Lothringen, ein *Deutscher Nationalausschuß für einen ehrenvollen Frieden*.³ Matthias Erzberger steht hinter der Initiative, die Gründungsmitglieder stehen dem Reichskanzler nahe. Das symbolische Datum des 1. August eignet sich in den Augen des Ausschusses bestens für einen öffentlichkeitswirksamen Auftakt der Friedensagitation. In 39 Städten des Reiches organisiert der Nationalausschuß an diesem Tag Veranstaltungen, alle unter dem Motto *An der Schwelle des dritten Kriegsjahres*. Bekannte Persönlichkeiten, darunter viele Professoren, werden als Redner gewonnen. Der Auftritt in der Reichshauptstadt Berlin ist dem Theologen

² *Lebensbild*, 562.

³ Zum Nationalausschuß vgl. Bruendel, *Zeitenwende 1914*, 136f. und Bruendel, *Volksgemeinschaft* 146 ff.

Adolf von Harnack, Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, vorbehalten. In der Berliner Philharmonie richtet er an diesem 1. August eine patriotische Rede an die „deutschen Männer und Frauen“. Auf Gott vor allem sollen sie vertrauen, und weiter „auf unser unvergleichliches herrliches Heer, auf seine Heerführer, voran unsern treuen Kaiser“, sowie „auch mit Zuversicht auf die Leitung des Staates und unsere Regierung“.⁴ Die meisten der an diesem 1. August 1916 im Auftrag des *Nationalausschusses für einen ehrenvollen Frieden* gehaltenen Reden mögen im Tonfall dieser Berliner Rede geglichen haben. Die meisten, aber nicht alle. Zumindest nicht die des Redners, der nach Nürnberg geschickt worden war: Max Weber.

Was qualifizierte den 52-jährigen Privatgelehrten Max Weber, Nationalökonom, „inaktiver ordentlicher und ordentlicher Honorarprofessor“⁵ an der Universität Heidelberg, dafür, auf einer der Veranstaltungen des Nationalausschusses, dem er nicht angehörte, aufzutreten? In wirtschaftspolitischen und akademischen Kreisen kannte man ihn als äußerst kritischen und streitlustigen Redner, zumal im Verein für Socialpolitik, dem er seit einem Vierteljahrhundert angehörte, und dann auch in der 1910 von ihm mit gegründeten Deutschen Gesellschaft für Soziologie, aus der er aber schon wieder ausgetreten war. Dem breiten Publikum jedoch war er noch weitgehend unbekannt. Weber gehörte nicht zu den Universitätsprofessoren und Intellektuellen, die sich gleich nach Kriegsbeginn mit vollmundigen öffentlichen Stellungnahmen hervorgetan hatten; auch stand sein Name nicht unter dem berühmtenberühmten *Aufruf an die Kulturwelt* vom Oktober 1914, dem sog. *Manifest der 93*, das auch Adolf von Harnack unterzeichnet hatte. Während des gesamten ersten Kriegsjahres – Weber leistete

⁴ Adolf von Harnack, „An der Schwelle des dritten Kriegsjahrs. Rede am 1. August 1916 in Berlin gehalten“, in: Harnack, *Reden*, 1473–1490, Zitate 1477 ff.

⁵ So betitelte Weber sich in einem Schreiben vom 6. September 1915 an das Großherzogliche Bezirksamt Heidelberg. Sein Lehramt an der Universität Heidelberg hatte er mehr als zehn Jahre zuvor aufgegeben.

von Anfang August 1914 bis Ende September 1915 Dienst in Uniform als Leiter der Reservelazarette in Heidelberg⁶ – hatte er sich, soweit bekannt, nirgends öffentlich zum Krieg geäußert. Privat dagegen, in Briefen an Freunde, Kollegen und Verwandte, hatte Weber gleich im August 1914 seiner Begeisterung Ausdruck verliehen: „Denn einerlei was der Erfolg ist, – dieser Krieg ist groß und wunderbar.“⁷ Analoge Äußerungen finden sich bis weit ins Jahr 1915 hinein, auch wenn schon wenige Wochen nach Kriegsbeginn die Sorge um den Frieden hinzukam:

„Wie soll man sich einen Frieden denken? Und wann? Die Hunderttausende bluten für die entsetzliche Unfähigkeit unserer Diplomatie – das ist leider nicht zu leugnen, und daher hoffe ich, selbst im Fall eines endgültig guten Ausgangs, nicht auf einen wirklich dauernden Friedenserfolg für uns.“⁸

Im Sommer 1915 begann Weber, Ausschau nach einer politischen Funktion zu halten, und mischte sich nun auch in die öffentliche Debatte ein. Anfang Juli 1915 versuchte er vergeblich eine Reihe führender Reichstagsabgeordneter zu einer vertraulichen Besprechung in Heidelberg zusammenzubringen. Es ging ihm darum, eine politische Front gegen die immer maßloser propagierten Annexionspläne aufzubauen⁹, wie sie auch in der sog. Seeberg-Adresse formuliert wurden, einer nach ihrem Initiator, dem Berliner Professor für evangelische Theologie Reinhold Seeberg, benannten Erklärung deutscher Professoren vom 20. Juni 1915. In ihr hieß es:

„Das deutsche Volk und sein Kaiser haben 44 Jahre den Frieden gewahrt, gewahrt zuletzt bis an die Grenze der nationalen Ehre und Daseinserhal-

⁶ Laut seiner Militär-Personalakte im GLA Karlsruhe (Auskunft von Gangolf Hübinger) war Weber vom 24. August an im Dienst. Marianne Weber zufolge saß Weber am ersten Mobilmachungstag um 8 Uhr morgens im Büro (*Lebensbild*, 527). Am 3. August ergreift er schon Maßnahmen wie die Räumung einer Stadthalle, von Schulen, usw. s. u. S. 149.

⁷ Brief an Karl Oldenberg, 28. August 1914.

⁸ Brief an Ferdinand Tönnies, 15. Oktober 1914.

⁹ Diese Initiative Webers ist nur indirekt aus einem Brief von Conrad Haußmann an Georg Gothein bekannt: Mommsen, *Politik*, 215.

tung [...]. Pläne sind von [unseren Feinden] entworfen worden, die bis zur Vernichtung des deutschen Reiches gingen. Da haben wir Deutschen, einmütig vom Höchsten bis zum Geringsten, uns erhoben in dem Bewusstsein, nicht nur unser äußeres, sondern vor allem auch unser inneres, geistiges und sittliches Leben, Deutschlands und Europas Kultur verteidigen zu müssen gegen die Barbarenflut aus dem Osten und die Rache- und Herrschaftsgelüste aus dem Westen [...].“

Jetzt aber genüge die bloße Abwehr nicht mehr: „[...] wir wollen uns so fest und so breit auf gesicherten und vergrößerten Heimatboden stellen, dass unsere unabhängige Existenz auf Geschlechter hinaus gewährleistet ist [...]“.¹⁰ Mit der französischen Gefahr wolle man ein für alle Mal aufräumen: „Wir müssen dieses Land um unseres eigenen Daseins willen politisch und wirtschaftlich rücksichtslos schwächen [...]“. Das mit „soviel edelstem deutschen Blut erworbene“ Belgien müsse man behalten. Das „Vlämentum“ werde sich im Laufe der Zeit aus der künstlichen romanischen Umklammerung befreien und auf sein Germanentum zurückbesinnen. Rußland werde neben den baltischen Ländern auch Siedlungsland an Deutschland abtreten müssen. Die englische Seetyrannei müsse durch die Einrichtung deutscher maritimer Stützpunkte an der Kanalküste, in den Kolonien und in Ägypten zerstört werden: am Suezkanal solle England in seinem „Lebensnerv“ getroffen werden, und so weiter, und so fort.

Diese Erklärung fand großen Wiederhall in der Öffentlichkeit, zumal dank der Unterstützung durch Alfred Hugenberg und die Alldeutschen. Weniger Beachtung fand die sog. Gegenadresse, die Delbrück-Dernburg-Petition an Reichskanzler Bethmann Hollweg. Sie wurde am 9. Juli 1915 verfasst, von 90 Hochschullehrern und bekannten Persönlichkeiten unterzeichnet, und dem Reichskanzler am 27. Juli übermittelt. wurde. Darin hieß es:

„Deutschland ist in den Krieg nicht mit der Absicht auf Eroberung gegangen, sondern zur Erhaltung seines von der feindlichen Koalition bedrohten Daseins, seiner nationalen Einheit und seiner fortschreitenden

¹⁰ Böhme, *Aufrufe*, 125 ff., dort auch die folgenden Zitate.

Entwicklung. Nur was diesen Zielen dient, darf Deutschland auch bei einem Friedensschluß verfolgen.“

Alle Kriegsziele, die darüber hinausgingen, stellten einen „folgeschweren politischen Fehler“ dar und würden „nicht eine Stärkung, sondern eine verhängnisvolle Schwächung des deutschen Reiches“ zur Folge haben.¹¹

Auch Max Webers Name stand unter dieser Erklärung, in der es ferner hieß, der höchste Siegespreis werde „in der stolz errungenen Gewißheit bestehen, daß Deutschland auch eine Welt von Feinden nicht zu fürchten“ brauche. Weber war in dieser Zeit noch im Lazarettendienst in Heidelberg. Erst nach dem gescheiterten Versuch, im Anschluss an seine Dienstzeit im Spätherbst 1915 in Berlin eine neue, intellektuell anspruchsvollere und politisch einflussreiche Verwendung zu finden, trat er zu Weihnachten 1915 mit einer eigenen, politisch brisanten Stellungnahme an die Öffentlichkeit, einem langen Artikel in der Frankfurter Zeitung (FZ) unter dem Titel *Bismarcks Außenpolitik und die Gegenwart*. Weber erinnerte hier an Bismarcks Maxime, dass die Armee den Krieg nach ausschließlich strategischen Rücksichten führe, dass aber den Frieden der Staatsmann mache. Die rein militärisch wünschbarste Lösung einer Frage sei nicht immer auch die politisch klügste:

„Wenn etwas die sachlichen Ziele der Bismarck’schen Politik auszeichnete, so war es das Augenmaß für das Mögliche und politisch dauernd Wünschbare, gerade auf den höchsten Höhen berauscher militärischer Erfolge. [...] Es widerstreitet auch heute den deutschen Interessen, einen Frieden zu erzwingen, dessen hauptsächliches Ergebnis wäre: *daß Deutschlands Stiefel in Europa auf jedermanns Fußzehen ständen.*“¹²

Derlei Besonnenheit war nicht nach jedermanns Geschmack. Der Frankfurter Historiker Georg Küntzel war – wohl kurz zuvor – von der FZ als „Berichterstatter“ über ein Memorandum

¹¹ Auszug aus dem in MWG I/15, 762 f. wiedergegebenen Text.

¹² *Bismarcks Außenpolitik*, MWG I/15, 90. Zu Küntzels Polemik gegen Webers Artikel: MWG II/9, 221, Anm. 1.

Zur Frage des Friedensschließens designiert worden, das Weber der Zeitung übermittelt hatte. Vordergründig ging es darin um die allgemeinen Bedingungen eines Friedensschlusses, im Wesentlichen aber um die voraussichtlich schwerwiegenden Folgen der zu der Zeit propagierten Kriegsziel- und Expansionspolitik, die vor dem Krieg „wohl auch dem verantwortungslosesten Bierstubenpolitiker ganz fernelegen“ habe.¹³ Manches aus diesem Memorandum ist in Webers am 25. Dezember 1915 veröffentlichten Artikel in der FZ eingeflossen. Weber, dem Küntzels offenbar sehr negative Stellungnahme übermittelt worden war, schrieb an die Zeitung: „Ich bin noch zu freundlich von ihm [Küntzel] angesehen. Denn ich bin gegen jede (europäische!) Annexion, auch im Osten.“¹⁴ Wenig später, am 29. Januar 1916, hielt Küntzel auf einer Veranstaltung in Frankfurt eine Rede über *Bismarck und die Gegenwart*, in der er Webers Artikel scharf kritisierte. Die Veranstaltung endete damit, dass eine nationalistische Resolution gegen die „Flaumacher“ aufgesetzt wurde, die glaubten, sich in der jetzigen Kriegslage auf Bismarck berufen zu können. Eine geplante Stellungnahme der FZ zu Küntzels Kritik an Webers Artikel wurde von der Zensurbehörde untersagt. Nicht nur Leser der FZ konnten also in der ersten Jahreshälfte 1916 Webers Einstellung zu den Kriegs- und Friedenszielen kennen. Breitere öffentliche Aufmerksamkeit aber wurde Weber erst ein Jahr später, ab dem Frühjahr 1917, zuteil, als er regelmäßig für die überregionale Presse, insbesondere für die FZ schrieb. Unter den Veranstaltern der Rednerauftritte am 1. August 1916 wusste der eine oder andere vielleicht auch, dass Weber im März 1916 ein Memorandum gegen

¹³ Zur Frage des Friedensschließens, MWG I/15, 58. Dieses Memorandum wurde jedoch nicht in der FZ publiziert. Erst nach dem Tod ihres Mannes hat Marianne Weber es veröffentlicht, zusammen mit einem gleichfalls bis dahin unveröffentlichten Memorandum vom März 1916 zur Frage des U-Boot-Krieges.

¹⁴ Brief an die Redaktion der FZ, nach dem 19. Dezember 1915, MWG II/9, 221. Dort (Anm. 1) auch die Erläuterungen zu Küntzels Attacke auf Weber und zur Intervention der Zensurbehörde.

den unbeschränkten U-Boot-Krieg ausgearbeitet und Regierungsstellen übermittlelt hatte.

Vor der Rede in Nürnberg am 1. August 1916 hatte Weber sich nur in kleineren Kreisen öffentlich zum Krieg geäußert: zuerst auf einer Weihnachtsfeier 1914 im Heidelberger Lazarett, danach im April 1916 in Berlin in der Deutschen Gesellschaft 1914, mit einem Referat über die Demokratie in Amerika, und in den gleichen Tagen in einer Ausschusssitzung des Vereins für Socialpolitik über Mitteleuropa. Jedes Mal stand der Krieg im Mittelpunkt, direkt oder indirekt. Nach diesen Auftritten in geschlossenen Kreisen mochte Weber die Einladung nach Nürnberg als eine Chance betrachtet haben, sich stärker in die öffentliche Debatte einzuschalten. In dieser Hinsicht blieb der Erfolg jedoch so begrenzt, dass seine Frau die Nürnberger Rede in der 1926 veröffentlichten Biographie ihres Mannes, *Max Weber, ein Lebensbild*, zu erwähnen vergaß und Webers zweite Rede, Ende Oktober 1916 in München über *Deutschlands weltpolitische Lage*, zu seinem ersten öffentlichen Auftritt im Krieg erklärte.¹⁵

Am 27. Juli, wenige Tage vor seiner Fahrt nach Nürnberg, hatte Weber in einem Leserbrief an die FZ gegen einen Aufruf von sieben Berliner Professoren, unter ihnen auch Reinhold Seeberg, protestiert, der an diesem Tag in der FZ unter dem Titel *Der Wille zum Sieg. Ein Aufruf Berliner Universitätsprofessoren* erschienen war. Weber behauptete, der auch an die Universität Heidelberg gerichtete Entwurf dieses Aufrufes sei dort auf den geschlossenen Protest der Fakultät gestoßen „wegen der (gegen den Reichskanzler gerichteten) Bemerkungen über mangelnde Siegeszuversicht und mangelnden Willen zum Ausharren.“¹⁶ Die FZ druckte am folgenden Tag Webers Protest ab, als Zuschrift „aus akademischen

¹⁵ *Lebensbild*, 590. Zum Sommer 1916 heißt es: „Weber verbringt nun einige stille Sommerwochen daheim und versenkt sich sogleich in die gelehrte Arbeit – beglückt von der Einheitlichkeit und stillen Harmonie kontemplativen Daseins.“ (ibid., 584).

¹⁶ Brief an die Redaktion der FZ, 27. Juli 1916, mit der Anlage (MWG II,9, 480).

Kreisen“, ohne den Verfasser zu nennen, obwohl Weber betont hatte, er werde sich jederzeit zu seiner Autorschaft bekennen. Es ging ihm darum, dem durch den Professorenaufruf erweckten Eindruck zu widersprechen,

„als bestehe in Deutschland irgendwo nicht die vollste Entschlossenheit, durchzuhalten bis zu einem solchen Frieden, wie wir ihn im Interesse unserer Ehre und Sicherheit brauchen. [...] Jedermann weiß, daß dieser Krieg nicht um abenteuerlicher Ziele willen geführt wird, sondern nur weil und nur so lange er für unsre Existenz notwendig ist. *Diesen Credit genießt keiner seiner Gegner.*“

Ehre, Sicherheit, Deutschlands Existenz: lässt sich mit diesen Begriffen Max Webers Einstellung zum Krieg und zum Frieden am Ende des zweiten Kriegsjahres umschreiben?

Allen Rednern war vom Nationalausschuss nahegelegt worden, sich auf das Thema der inneren Einigung der Nation zu konzentrieren. Eine vaterländische Veranstaltung sollte es also sein, und die Redner wurden ermahnt, „unter keinen Umständen Friedensreden zu halten“. ¹⁷ Trotz ihrer Nähe zu den Organisatoren der Veranstaltungen war die Reichsregierung beunruhigt und ließ die Devise ausgeben: Die Frage der Kriegsziele solle in den August-Reden nicht berührt werden. Die Presse hatte nämlich schon über den Inhalt des allgemeinen Aufrufes berichtet, der am 1. August veröffentlicht werden sollte. Darin wurde gefordert, man solle ohne Einschränkungen über den Frieden diskutieren können, unter der einzigen Bedingung, dass dabei die Sicherheit der „belagerten Festung Deutschland“ nicht gefährdet werde. Man hatte sich dabei auf die Vorbedingungen für Friedensgespräche berufen, die der Kanzler in einer Rede im März 1916 genannt hatte: „Vortragung der Grenzen im Osten, reale Garantien im Westen! Ohne beides kein Frieden und kein Aufgeben der besetzten Landesteile.“ ¹⁸ Die „gegnerische Presse“, so Hermann Oncken in seiner

¹⁷ Editorischer Bericht zur Rede *An der Schwelle des dritten Kriegsjahres*, MWG I/15, 650.

¹⁸ So berichtete z. B. die Wiener Zeitung *Neue Freie Presse*, 23. Juli 1916, anlässlich der Gründung des Nationalausschusses.

Kasseler Rede, interpretierte die Veranstaltungen als „verdeckte Friedenskundgebungen und erste Anzeichen einer Müdigkeit.“¹⁹

Nach Nürnberg war Weber offensichtlich ohne allzu große Begeisterung gefahren. Wenige Stunden vor seinem Auftritt schrieb er aus seinem Hotel an seine Freundin, die Pianistin Mina Tobler, die ihren Sommer in der Schweiz verbrachte:

„Ich bin hier recht gut untergekommen und wenn ich an der ganzen Veranstaltung etwas mehr innere Freude hätte, wollte ich schon etwas Gutes sagen. Aber man darf andre Ansichten nicht brüskieren und überhaupt nicht zu deutlich werden, – und das ist nicht meine Art. Gott sei Dank steht der Krieg ja so gut, wie er nur irgend stehen kann, ich zweifle selbst an einem Eingreifen dieser rumänischen Schufte – und wenn, nun dann machen sie den Bulgaren eine Freude.“²⁰

Nicht zu deutlich werden: liest man die wohl auf stenographischen Mitschriften beruhenden Zeitungsberichte über die Rede – ein Manuskript Webers ist nicht erhalten –, so wird deutlich, dass er seinen Vorsatz, andere nicht zu brüskieren, schnell über Bord geworfen hat. Der Berliner Regierung waren Webers Vorstellungen nicht unbekannt; ließ sie sich aus diesem Grund über seine Rede informieren? Eine knappe Mitschrift seiner Ausführungen hat man später in den Akten der Reichskanzlei gefunden. Begeistert oder zumindest überzeugt hat *Max Webers Friede*, so der Titel des Berichts über die Rede in der Fränkischen Tagespost, seine Zuhörer nicht, wenn man den Pressekommentaren und Leserzuschriften glauben darf. Nach der Veranstaltung vermerkte die Zeitung kritisch: „Herr Professor Weber mag eine noch so interessante Persönlichkeit sein, aber er ist in keiner Weise durch seine bisherigen Leistungen berufen, als Autorität zu gelten für die Fragen des Weltfriedensschlusses.“ Nein, nicht der Herr Weber, sondern die Soldaten an der Front würden die zukünftigen Gren-

¹⁹ Oncken, *An der Schwelle*, 7.

²⁰ Brief an Mina Tobler, 1. August 1916. In einem Brief an Helene Weber vom 7. August 1916 berichtet Marianne Weber, Max habe geschimpft über den Zwang zur Vorsicht bei der Nürnberger Veranstaltung. Cf. Meurer, *Marianne Weber*, 363.

zen Deutschlands bestimmen. Der Redner habe das Nürnberger Publikum gröblich getäuscht, indem er erklärt habe, weder die Position des Reichskanzlers noch die des Nationalausschusses zu vertreten, sondern nur seine persönliche Meinung zu äußern. Zum Glück aber sei der Kulturvereinssaal nur spärlich besetzt gewesen durch „einige Häuflein von Intellektuellen, Gymnasialprofessoren, Pastoren, Beamten und dergleichen und, zur etwas besseren Auffüllung des Saales, 100 Feldgraue.“ Von diesen „Herren in Feldgrau“, hätten, so der Schreiber eines Leserbriefs an die Zeitung, verschiedene ostentativ den Saal verlassen, „nachdem sie erkannt hatten, daß von den besetzten Gebieten so gut wie nichts behalten werden soll.“²¹

Recht missvergnügt kommentierte Weber selbst die Veranstaltung eine Woche später in einem weiteren Brief an Mina Tobler:

„Im Ganzen: Vorbereitung: miserabel, Besuch: *mäßig* oder geringer, – *sachliche* Befriedigung der Anwesenden gering (für diesen „Nationalauschuß“ begeistert man sich eben nicht leicht, es ist Alles lendenlahm und müßte ganz anders draufgehauen werden). Ich habe jedenfalls nicht verhohlen, daß ich die Gegner für *Esel* halte und das hat namentlich die Radikalen Sozialdemokraten, aber auch einige Alldeutsche arg geärgert. Die *Stimmung* gegenüber dem Krieg ist *gut*, das ist sie ja in Wahrheit überall außer bei einigen Angstmeiern und bei den stark gedrückten Schichten einiger Großstädte, bei uns aber nicht anders als anderswo auch. Der Krieg kann – leider – noch endlos dauern, aber das muß eben sein.“²²

Musste er wirklich noch endlos dauern? Am Tag der Veranstaltungen *An der Schwelle des dritten Kriegsjahres*, an diesem 1. August 1916, beobachtete Harry Graf Kessler in Berlin „Trupps von Jungens und Mädchen, die dahinzogen, um gegen den Krieg zu demonstrieren. Viele Schutzleute, im Übrigen gieng Alles aber ganz friedlich. Bedrohlich ist die Bewegung nicht. Aber ein grosser Überdruss am Kriege herrscht in allen Kreisen [...]“. Zwei Jahre zuvor habe er „die Linden schwarz von Menschen [erlebt], die

²¹ Zu den Presseberichten und dem Leserbrief: Editorischer Bericht zur Rede *An der Schwelle des dritten Kriegsjahres*, MWG I/15, bes. 652–654.

²² Brief an Mina Tobler, 7. August 1916.

„Krieg, Krieg“ schrien.“²³ Weber, der im Gegensatz zu Kessler den Krieg nur aus der Ferne kannte, sah zwar die Not und die Kriegsunlust der ärmeren Schichten in den Großstädten, sonstige Kriegsgegner aber waren für ihn augenscheinlich nur Angstmeier. Der selbst zum Flaumacher gestempelte Weber legte überhaupt gern eine kämpferische Pose an den Tag.

Wie soll man sich einen Frieden denken, „einen wirklich dauernden Friedenserfolg“? Diese Frage greift Weber in seiner Nürnberger Rede auf. Über Kriegs- und Friedensziele werde er nicht sprechen, denn er stehe unter Zensur. Natürlich hält er sich dann keineswegs daran. Er appelliert an den Verstand seiner Zuhörer: Nicht an ihr Fühlen und Empfinden wende er sich, sondern an ihr politisches Denken, an das Denken der Nation. Zwar möge an diesem zweiten Jahrestag des Kriegsbeginns der Gedanke an die Gefallenen nahe liegen, aber das sei verfrüht, erst nach dem Ende des Krieges gelte es, den Toten den Dank des Vaterlandes abzustatten.

Ganz anders beginnt der Theologe Adolf von Harnack – einer der Redenschreiber für Wilhelm II. – am gleichen Tag seine Rede in der Berliner Philharmonie: Auf den Dank an den Kaiser und die Erinnerung an die „heilige Begeisterung“, „mit der unsere Soldaten siegesgewiß und todesbereit in den Krieg zogen“, folgt eine von Hybris gekennzeichnete moralische Entrüstung über die feindselige Gesinnung der Kriegsgegner, die von den Deutschen noch stärker unterschätzt worden sei als ihre Kraft:

„So ist niemals ein Krieg eingeleitet und mit solchen Kundgebungen ist er nie begleitet worden. Es war und ist vielmehr wie bei einem Sklavenaufstand wider uns, wie wenn eine unanständige, blöde und geknechtete Masse sich erhöbe, um allen denkbaren Schimpf, Unglimpf, Schmach, Schande und Verleumdung aus dunkler Rachsucht wider ihre Herren aus-

²³ Kessler, *Tagebuch*, 580. Erich Marcks (*An der Schwelle*, 7 f.) in München war wohl nicht der einzige Redner an diesem 1. August, der sich explizit gegen den „verständnislose(n) Fanatismus des linken Flügels der Sozialdemokraten“ und pazifistische Bestrebungen wandte. Das bleibe unendlich tief zurück hinter der „Größe und Pflicht der Zeit“.

zuspeien. [...] Und führende Männer aller feindlichen Nationen beteiligten sich an diesem Teufelswerk [...].²⁴

In ähnlicher Weise sprach der in Bonn auftretende Historiker Justus Hashagen von den Feinden als „einem unabsehbaren heranflutenden schwärzlichen Meere, einem höllischen Gewässer der Unterwelt [...], das weithin gerötet ist von unschuldig vergossenem Blute.“ Von Wilden und mit amerikanischer Munition habe man deutsche Soldaten abschiessen lassen, „die Blüte des ersten Kulturvolkes der Welt.“²⁵

Derlei emotionale Vereinnahmung des Publikums findet sich bei Weber nicht: ihm geht es um die Sache. Drei Lehren, so Weber, könne man aus dem Krieg schon ziehen. Erstens: anders, als man angenommen habe, zeige der Krieg, dass nicht wirtschaftliche Interessen die Welt beherrschten – England sei ein Sonderfall. Weber will hier nicht nur eine landläufige Auffassung korrigieren, sondern auch eine unter Wissenschaftlern weit verbreitete Überzeugung.

Die zweite Lehre betreffe die Industrie: entgegen der landläufigen Meinung verweiche sie nicht das Volk und mache es nicht unfähig zum Krieg. Es sei gerade die deutsche Industrie, die den Krieg gewinne, und bei aller Anerkennung der Leistungen der deutschen Beamtschaft wäre ohne „unsere großen Geschäftsleute [...] die Organisation nicht geglückt, die es uns ermöglichte, den Krieg durchzuhalten.“ Die dritte Kriegslehre bedürfe wegen Ihrer Missverständlichkeit einer näheren Erläuterung: Sie betreffe „unsere nationale Zukunft“. Wenn man den Staat als das Höchste und Letzte in der Welt ansehe, dann sei das zwar richtig, „der Irrtum aber war, daß man nur vom Staat, nicht von der Nation redete.“ Dass Weber hier, ohne ihn zu nennen, auch gegen einen Philosophen wie Max Scheler und sein Anfang 1915 erschienenes Buch *Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg* polemisierte – wir kommen später darauf zurück – mag den meisten seiner Zu-

²⁴ Harnack, *Reden*, 1476.

²⁵ Hashagen, *An der Schwelle*, 6f.

hörer entgangen sein. Das benachbarte Österreich-Ungarn und Rußland konnten jedoch vor dem Nürnberger Publikum als anschauliche Beispiele dienen. Für Österreich-Ungarn werde es nach dem Krieg „eine der schwersten Aufgaben sein, das rechte Verhältnis zwischen Staat und Nation, letztere als Sprach- und Kulturgemeinschaft gefaßt, herzustellen.“ Von den russischen Soldaten hätten sich trotz ihrer Tapferkeit zwei Millionen gefangen nehmen lassen – das hätten sie wohl nicht getan, „wenn sie geglaubt hätten, für einen nationalen Staat zu kämpfen“. Einverleibungen von großen Völkern mit starker Eigenart, das erzeuge nicht Stärke, sondern Schwäche. Dieser Maxime folgt eine zweite: Machte man heute ein Friedensangebot auf der Grundlage, dass jedes Volk über seine Zukunft abstimmen dürfte, dann „wäre der Friede morgen fertig“, und ungefähr 350 Millionen Angehörige „kleiner Nationen“ „würden sich lieber zu Hause einrichten, als in einem Krieg, der sie gar nichts angeht, sich von Maschinengewehren, die hinter ihnen aufgestellt sind, gegen unsere Reihen treiben lassen.“ Nicht jede politische Grenze aber könne so gezogen werden, dass sie mit der Sprachgrenze zusammenfalle.²⁶

Damit kommt Max Weber zu den Kriegs- und Friedenszielen, über die er wegen der Zensur eigentlich nicht hatte reden wollen. Die Grenzregulierung werfe drei große Fragen auf. Zunächst Elsaß-Lothringen. Ein Jahr zuvor hatte er Robert Michels in dieser Frage schulmeisterlich zurechtgewiesen: „Solchen „Kitsch“ aus der politischen Kinderstube wie ein Plebisit in Elsaß-Lothringen behielten Sie meines Erachtens besser für sich.“ Denn das Resultat eines unbeeinflussten Plebiszits sei ja vorauszusehen und, so an Friedrich Naumann: „Jeder weiß hier, von 1870 und vorher, welche Bedrohung der französische Besitz des Elsaß bedeutet hat.“²⁷ Nach dem Waffenstillstand 1918 wird Weber sich bereit zeigen, unter gewissen Bedingungen den Verlust des Elsaß, dieses „kern-

²⁶ *An der Schwelle des dritten Kriegsjahres*, MWG I/15, 670–672.

²⁷ Briefe an Robert Michels, 20. Juni 1915, und an Friedrich Naumann, 12. April 1917.